

Jakobus Richter

**Erst als ich stolperte,
erkannte ich meinen Weg**

Wenn unerwartete Begegnungen
uns die Augen öffnen

GloryWorld-Medien

1. Auflage 2021

© 2021 Jakobus Richter

© 2021 GloryWorld-Medien, Xanten, Germany, www.gloryworld.de

Alle Rechte vorbehalten

Bibelzitate sind, falls nicht anders gekennzeichnet, der Luther Übersetzung 2017 entnommen. Weitere Bibelübersetzung: Neue Genfer Übersetzung (NGÜ).

Lektorat: Klaudia Wagner

Satz: Manfred Mayer

Umschlagbild: Adobe Stock; Neugestaltung Marc Benseler

Umschlaggestaltung: Marc Benseler, Ludwigsburg, www.benseler-design.de

Druck: arkadruk.pl

Printed in the EU

ISBN: 978-3-95578-399-0

Bestellnummer: 356399

Erhältlich beim Verlag:

GloryWorld-Medien

Beit-Sahour-Str. 4

D-46509 Xanten

Tel.: 02801-9854003

Fax: 02801-9854004

info@gloryworld.de

www.gloryworld.de

oder in jeder Buchhandlung

Für meine großartigen Schwestern

Heidrun und Brigitte

und für

Peter Bugod,

meinen unvergesslichen Freund aus Israel.

Mein besonderer Dank gilt meinen Freunden,
die ganz unterschiedliche Wege des Glaubens gehen.

*Der Glaube an Gott darf niemals zum Streit führen.
Jesus hat diese Sorge auch gesehen, als er sagte,
dass es zu Trennungen kommen wird.
Aber nicht, weil der Glaube an sich zur Trennung führt,
sondern weil der Mensch in seiner Lieblosigkeit
den anderen nicht akzeptieren kann,
in der Art und Weise, wie er an Gott glaubt.
Die Rechthaberei verblendet uns, darum ist Rechthabenwollen
das schlechteste Geschäft im Glauben und in der Liebe.*

Aussage von Josua in diesem Buch

Vorwort

Die Wege in unserem Leben sind nicht immer eben. Wenn wir meinen, wir würden den Weg kennen, auf dem wir gehen, kann es sein, dass wir in Situationen kommen, die alles in Frage stellen. Das sind die „Steine“, über die wir stolpern. Plötzlich achten wir mehr auf unseren Weg, der durch Täler und über Höhen führt.

Solche Stolpersteine haben einen Namen. Mal ist es die Einsamkeit, mal unser Charakter, in dem nicht alles so ist, wie wir es gerne hätten. Sogar unser Glaube kann ein Stolperstein sein, wenn wir uns entscheiden müssen, welchen Weg wir weitergehen möchten.

Wenn wir zu verzweifeln glauben, ist das nicht das Ende des Weges. Im Gegenteil – sind wir bereit zu lernen, entwickelt die Verzweiflung eine Kraft, die uns auf neue Wege führt.

Ich habe dieses Buch geschrieben, weil es sich um Themen handelt, die jeder von uns in seinem Alltag erlebt – glücklicherweise nicht alle gleichzeitig. Aber immer dann, wenn wir über einen dieser „Steine“ stolpern, gehen uns die Augen auf für den Weg, auf dem wir uns gerade befinden.

Die Protagonisten in diesem Roman sind fiktiv, aber irgendwie wird man das Gefühl nicht los, als würde man den einen oder anderen kennen.

Hauptpersonen in diesem Buch

- Vater **Josua Kohn** ist Schuhmacher (Jude).
- Mutter **Susanne Kohn** arbeitet als Erzieherin (Christin).
- **Timo** ist Doktor der Astrophysik und trifft in Dresden **Tobias**.
- **Anna** hat nach dem Abitur einen Masterstudiengang für Computer-Engineering an der TU in Berlin angefangen.
- **Lars** hat einen Realschulabschluss und macht eine Ausbildung zum Automechatroniker.
- **Daniel** hat den Realschulabschluss und wird Maßschneider. Mit 14 Jahren lässt er sich beschneiden und wird Jude.
- **Davin Faranatz** ist armenischer Christ.
- **Stefan Feldmann** und seine Frau **Elisabeth** mit den Söhnen **Oliver** und **Leo**.
- Rabbiner **Friedland**
- **Deborah** lebt in Portugal.
- **Tobias** kommt aus Stuttgart und ist Kriminologe.

Es war Frühling. Die Bäume, die den Uferweg säumten, wiegten ihr helles Grün im leichten Wind. Der Fluss, der die Stadt in zwei Teile teilte, nahm seinen unentwegten Lauf nach Norden und mündete in die Weite der Nordsee. Hier in Dresden erinnerte sich kaum jemand daran, dass der Fluss in Tschechien, wo er entspringt, Labe heißt.

An keinem europäischen Fluss gibt es eine größere Tierwelt als an den Ufern der Elbe. Für viele Menschen und Anwohner bringt sie das Leben, aber unzählige Menschen haben in ihr auch den Tod gefunden. Viele sind verunglückt, viele wurden in früheren Zeiten als Strafe für ihr Vergehen ertränkt. Und viele haben sich aus Verzweiflung in ihrem Wasser das Leben genommen.

Timo dachte manchmal daran, sich von einer der Elbbrücken zu stürzen, um endgültig seinem inneren Elend zu entkommen, das ihn schon sein ganzes Leben begleitete.

Er war bereits als Kind ein schlaues Kerlchen gewesen, hatte schon damals eine schnelle Auffassungsgabe gehabt und lieber Bilderbücher angeschaut, als mit anderen zu spielen. Er hatte es geliebt, wenn man ihm Geschichten vorlas, und gefragt, wenn er etwas nicht verstand. Manchmal waren seine Fragen so überraschend gewesen, dass seine Mutter Schwierigkeiten hatte, die richtige Antwort zu finden.

Kontakt zu anderen Kindern hatte er wenig gehabt. Ganz ungewollt entwickelte er sich in eine Außenseiterrolle hinein. Oft stand er allein irgendwo am Rand und schaute den anderen zu. Das Gefühl, nicht dazugehören, war sein stiller Begleiter. Es machte ihn traurig.

Je älter er wurde, desto gnadenloser zehrte diese Traurigkeit an seiner Seele. Oft sah er im Selbstmord den einzigen Ausweg aus der inneren Gefangenschaft – hatte aber bisher nicht den Mut dazu gehabt.

Doch immer dann, wenn es ihm wie heute ging und er die Brücken sah, war der Wunsch wieder da, aus dem Leben zu verschwinden.

Während er flussabwärts lief, sah er Lastkähne, die an ihm vorbeizogen. Wie gerne würde er seine eigene Last auf einen dieser Kähne legen und befreit zurückbleiben. Ein Ausflugsschiff legte am Steg an, nahm Touristen an Bord und setzte seine Fahrt fort.

Eigentlich wäre Timo lieber allein gewesen. Die vielen Menschen um ihn herum machten ihn noch einsamer. Erst an der Stadtgrenze würde es ruhiger um ihn werden. Heute hatte er den Eindruck, dass ihn in seinem Inneren die Einsamkeit zerriss. In solchen Momenten wie heute hörte seine Hoffnung auf eine Zukunft direkt vor seinen Füßen auf. Noch eine Brücke, dann würde er im Grünen sein ...

Timo war in Dresden aufgewachsen. Er kam aus einer ganz normalen Familie. Aber was ist schon normal? Sein Vater war Schuhmacher und seine Mutter arbeitete als Erzieherin im Kindergarten. Er und seine Schwester Anna hatten das Abitur gemacht und seine beiden Brüder Lars und Daniel absolvierten gerade eine Lehre – der eine als Automechatroniker, der andere als Schneider. In der Wahl der Schule oder des Berufes hatten ihre Eltern sie nicht beeinflusst. Sie hatten ihre Kinder in ihren Berufsvorstellungen unterstützt und ihnen, soweit wie sie das konnten, geholfen, ihre Ziele zu erreichen.

Timo hatte sein Abitur mit 1,0 bestanden, dafür allerdings einen hohen Preis bezahlt. Andere hatten in der Schulzeit eine gewisse soziale Kompetenz erworben, während Timo Wissen angehäuft, sozial aber am Rand gestanden und zugeschaut hatte. Für ihn war schon sehr früh klar gewesen, dass er Astrophysiker werden wollte. Später hatte er den Master of Science an der Ludwig-Maximilians-Universität München gemacht.

Wie oft hatte er in München davon geträumt, ein Mädchen zu finden, für das er die Nummer eins war. Manchmal hatte er in seiner Studentenbude gegessen und still in die Nacht geweint, weil die Einsamkeit sich wie eine Krallen um sein Herz zog. Im Studium war er erfolgreich gewesen und hatte viele Einsen in seinen Beurteilungen erreicht. Aber er hatte niemanden gefunden, bei dem er selbst die Nummer eins war.

Nach München war er zwei Jahre lang an der *University of Oxford* gewesen, wo er seinen Dokortitel (DPhil) erworben hatte. Ein Stipendium vom deutschen Staat hatte ihm das ermöglicht. Auch diesen Abschluss hatte er mit *summa cum laude* bestanden, dem höchsten Lob, das man für eine solche Leistung bekommen kann. Alles was er bisher angepackt hatte, war ihm gut gelungen. Er hatte es mit Eifer und Hingabe gemacht. Trotzdem ließ ihn das Gefühl von Einsamkeit nicht los.

Er hatte viel dagegen unternommen. Er hatte gebetet, Sport getrieben und sich gesund ernährt. Aber das innere Loch wurde trotz aller

Versuche immer größer. Ungeachtet der Hilfe, die er sich bei Ärzten und Psychologen geholt hatte, verlor er den Zugang zu seinem Selbst immer mehr. Es gab scheinbar nichts, was ihm wirklich half, dieses zermürbende Gefühl von Einsamkeit loszuwerden.

Bevor Timo nach Oxford gegangen war, hatte er bei einem Studienkollegen außerhalb von München gewohnt. Er konnte seine Sachen bei ihm lassen und durfte, wann immer er Zeit hatte und es brauchte, kommen und bei ihm übernachten. Das hatte er nach seiner Rückkehr von Oxford getan und seinem Freund mitgeteilt:

„Ich fahre für ein paar Tage nach Dresden. Ich habe gute Chancen, dort an einem bekannten Observatorium eine Stelle anzutreten. Ich versuche den Vertrag zu bekommen und mir eine Bleibe zu suchen. Dann komme ich zurück und hole meine Sachen.“

„Mach dir keinen Stress!“, antwortete sein Freund. „Bei mir bist du immer willkommen. Und wenn du nichts findest, dann komm zurück und bewirb dich von hier aus. Manche Dinge brauchen Zeit, aber mit deinen Abschlüssen wirst du sicher schnell ’was finden.“

Mit dieser Einladung hatte Timo erneut München verlassen und war mit dem ICE nach Dresden gefahren.

Inzwischen lag die letzte Brücke hinter ihm. Ohne weiter darüber nachzudenken, ging er zurück und lief auf die Brücke. Es war genug. Er wollte nichts mehr vom Leben, das ihm außer ein paar bemerkenswerten Abschlüssen nichts gab, was ihn noch am Leben halten konnte. Die Zukunft hatte aufgehört.

Immer wieder hatte er sich diese Situation vorgestellt. Er wusste, dass man nicht zu viel darüber nachdenken durfte, sonst würde man es nicht tun. Auf der Brücke angekommen, lief er bis zur Mitte. Hier, wo sie am höchsten war, wollte er sich hinunterstürzen. Er war allein ... ein paar Autos noch abwarten ... dann würde er springen ...

Schon war er mit einem Bein auf der Brüstung, da spürte er plötzlich eine Hand, die sich sanft von hinten auf seine Schulter legte. Timo blickte zurück, sah den fremden Mann, der ihn anschaute, und hörte ihn sagen: „Wollen Sie wirklich springen?“

Der Fremde reichte ihm die Hand: „Ich bin Tobias. Da Sie sich gerade das Leben nehmen wollten, haben Sie jetzt viel Zeit. Ich würde mich gerne mit Ihnen unterhalten.“

Mit einem Bein hing Timo noch immer über dem Abgrund. Eigentlich müsste er sich nur nach vorne beugen und fallen lassen, dann wäre alles vorbei ...

Anna hatte mit fester Entschlossenheit angefangen, in Berlin *Computer Engineering* zu studieren. Selbst wenn man gewollt hätte, wäre sie davon nicht abzubringen gewesen. Sie hatte ein gesundes Gottvertrauen, war bis zum Studium in der Jugendarbeit ihrer Heimatgemeinde engagiert gewesen und hatte ihre Leidenschaft zum Sport mit der Leidenschaft für den Glauben vereint. Manchmal wusste sie nicht, was ihr gerade wichtiger war. Darüber nachdenken musste sie nicht. Die Entscheidung war längst gefallen. Sie tat es einfach.

Ihre Eltern waren für sie immer die Glaubenshelden gewesen, und eines Tages hatte sie sich entschieden, diesen Glauben an Jesus auch zu ihrem eigenen zu machen. Dann hatte sie sich taufen lassen und war seither eine junge Frau, die wusste was sie wollte und was man von ihr verlangen konnte.

Eines aber machte ihr mehr und mehr zu schaffen: Sie hatte ein unfreundliches Wesen. Im Kurs für Selbstverteidigung hatte ihr Trainer ihr sehr deutlich gemacht, niemals aus einer üblen Laune heraus jemanden anzugreifen.

„Anna, Selbstverteidigung dient nur dem einen Zweck, wenn du angegriffen wirst, dich *verhältnismäßig* zur Wehr zu setzen! Ist dir das klar? Wenn nicht, wirst du einen Schaden anrichten, den du vielleicht nicht korrigieren kannst. Ich erkenne deine Fähigkeiten und bin begeistert von deiner Schnelligkeit, aber ich sehe auch etwas in dir, das einem Angst machen kann.“

Fünf Jahre hatte sie in diesem Club trainiert, darauf geachtet, stets pünktlich zu sein. Sie war diszipliniert beim Training, im Wettkampf und im Leben. Und sie hatte gekämpft, um auf der Matte nie die Beherrschung zu verlieren, auch nicht in Situationen, die ihr unfair erschienen. Sie hatte geübt, die Leistungen der anderen wertzuschätzen, wenn sie sah, wie sehr diese sich im Training gequält hatten.

Ihre größte Herausforderung war, ihre Trainingspartner, Wettkampfgegner und Mitmenschen wie Freunde zu behandeln. Die obligatorische Verneigung dem anderen gegenüber hatte sie nie vergessen,

aber in ihrem Herzen war etwas anderes. Höflichkeit war eine Herausforderung für Anna. Sie gab sich Mühe, versuchte daran zu denken, aber es kam nicht aus ihrem Herzen. Trotzdem, sie war nicht nur *eine* der Besten, sie war *die* Beste.

Nachdem sie Dresden verlassen hatte, um in Berlin zu studieren, hatte sie sich einen neuen Club gesucht. Hier trainierte sie einmal in der Woche, mehr Zeit ließ ihr das Studium nicht.

Wann immer es möglich war, machte Anna einen Trainingslauf im Gelände, so auch heute. Sie fuhr mit ihrem Fahrrad die Dievenowstraße hinunter, bog in die Heiligendammer Straße ein, fuhr zum Platz am wilden Eber und dann durch die Pücklerstraße bis zum Grunewald. Mit zwei Ketten schloss sie ihr Fahrrad an einen Baum und lief in den Wald. Auf der rechten Seite der Pücklerstraße befand sich die äthiopische Botschaft, weshalb hier immer eine Polizeipräsenz war. Ihr Rad übergab sie im Stillen Gott und auch der Polizei.

Heute war ein besonders schöner Tag. Es war warm, und um diese Zeit waren nur wenige Leute im Grunewald unterwegs. Anna lief immer den gleichen Weg, in der Verlängerung der Pücklerstraße zur Umgehungschaussee, auf der sie nach Norden abbog, nach einem Kilometer nach rechts und die letzten 900 Meter zurück zu ihrem Fahrrad.

Auf der langgezogenen Geraden war der Wald etwas dichter, als sie jemanden hinter sich bemerkte. Sofort hatte sie das Gefühl, dass – wer auch immer es war – er nichts Gutes im Sinn führte. Sie erhöhte ihr Tempo und überlegte, welche ihrer Selbstverteidigungsmöglichkeiten sie bei einem eventuellen Angriff anwenden konnte.

Als sie erkannte, dass sie ihn nicht abschütteln konnte, verringerte sie ihr Tempo. Ihr Verfolger war nun direkt hinter ihr und sprach sie an: „Hallo Schwester, warum so schnell?“

Er hätte nicht „Schwester“ sagen sollen. Das war Alarmstufe rot. Sie blieb abrupt stehen und rammte ihr Knie zwischen seine Beine. Das zeigte Wirkung. Mit verzweifelter Stöhnen landete ihr Verfolger auf dem Sandboden und krümmte sich vor Schmerzen.

Im selben Augenblick kam sein Komplize aus dem Wald, den sie vorher nicht gesehen hatte. Auch er sprach sie mit „Schwester“ an und hätte es nicht tun sollen, denn ehe er sich orientieren konnte, spürte er Annas Fuß an seiner Schläfe und sackte zu Boden. Im Fallen riss er

seine Waffe hoch, und auch die flog mit einem weiteren Tritt von Anna in den Wald.

„Braucht ihr sonst noch etwas?“, fragte Anna, nahm ihr Handy und wählte den Notruf der Polizei.

Sie hatte Glück, dass eine Streife gerade an der Botschaft von Äthiopien war. In wenigen Augenblicken war diese am Tatort und die Beamten fragten, was passiert sei. Anna erklärte mit kurzen Worten und präzise den Angriff. Daraufhin wurden beide Angreifer festgenommen.

„Da liegt noch ihre Waffe“, dabei deutete Anna in die Richtung, in die sie sie katapultiert hatte.

„Ganze Arbeit! Alle Achtung. Es sieht so aus, als hätten Sie das nicht zum ersten Mal gemacht.“

„Doch, habe ich. Aber ich habe fünf Jahre darauf trainiert und bin jetzt stolz, dass ich das, was ich gelernt habe, auch anwenden konnte.“

Den beiden Männern wurden Handschellen angelegt, und als sie im Polizeiauto saßen, wandte sich einer der Polizisten an Anna und nahm ihre Personalien auf. In der Zwischenzeit hatten sich einige Interessierte versammelt und hätten gerne gewusst, was hier vorgefallen war. Der Beamte bat Anna, morgen zu ihnen auf das Revier zu kommen; er gab ihr die Adresse. Dann verließ der Polizeiwagen den Tatort.

„Was ist passiert?“, fragte einer der Umstehenden.

„Gott sei Dank nichts, aber wenn ich für das Nichts nicht schnell genug gewesen wäre, dann wäre wahrscheinlich etwas passiert, was ich Ihnen nicht sagen kann, weil es nicht passiert ist!“ Dabei schaute sie in sein verdutztes Gesicht.

Anna lief zurück zu ihrem Fahrrad und fuhr nach Hause in ihr Studentenappartement. Erst hier kam sie langsam zur Ruhe. Ein Teil ihrer Gefühle jubilierte über die gekonnte Verteidigung, der andere Teil war erschreckt darüber, dass sie so gnadenlos und blitzschnell zugeschlagen hatte.

Vielleicht lag es an seinem Namen: Daniel. Vielleicht lag es aber auch an dem traumatischen Ereignis, das er im Alter von 6 Jahren erlebt hatte. Seine Entscheidung, in die jüdische Gemeinde einzutreten, stand jedenfalls fest.

Er wusste, was auf ihn zukommen würde, wenn er Jude werden wollte. Er müsste sich beschneiden lassen. Das war peinlich und schmerzhaft. Er hatte schon mit seinen Eltern über diesen Schritt gesprochen. Da keines ihrer Kinder getauft war, durfte jedes selbst entscheiden, was es eines Tages glauben mochte. Obschon seine Eltern beide tiefgläubig waren, hatten sie ihren Kinder nie irgendeinen Druck auferlegt.

Wenn Daniels Vater in die Synagoge ging, ging er mit. Manchmal ging er auch mit seiner Mutter in die christliche Gemeinde, aber hingezogen hatte es ihn in die Synagoge. Der Glaube an das Höhere, an das Spirituelle, an Gott war das eine, die Form, die Institution, die Religion das andere.

Er hatte schon viele Gespräche mit dem Rabbiner gehabt, der ihm empfohlen hatte, sich so gut er konnte mit dem jüdischen Glauben zu beschäftigen und die Jugendgruppe der Gemeinde zu besuchen. Das alles hatte er getan.

Als seine Klassenkameraden konfirmiert wurden, hatte er sich entschlossen, sich beschneiden zu lassen. Er hatte mit seinem Vater immer wieder darüber gesprochen. Sein Vater war bereit, die Beschneidung zu bezahlen. Sie mussten es selbst zahlen, weil es keine Krankenkassenleistung ist, wenn sich jemand aus religiösen Gründen beschneiden lassen möchte.

Manchmal kam er zu seinem Vater in die Werkstatt. Sah ihm zu, wie er einen Schuh auf den Leisten spannte, wie er auf seinem Schemel saß und den Schusterbock zwischen seinen Beinen hatte. Oft hatte sein Vater eine Reihe Stahlnägel zwischen den Lippen. Er nahm sie dann einzeln heraus, um den Schuh, den er vor sich hatte, zu reparieren. In der Schuhwerkstatt roch es ständig nach dem Kleber, den der Vater für die Schuhe verwendete.

Immer wenn Daniel in die Werkstatt kam, wendete der Vater sich ihm zu, strahlte ihn liebevoll an und ein Leuchten stand in seinem Gesicht.

„Komm, setz dich zu mir und erzähle, was du auf dem Herzen hast“, sagte er stets zu jedem seiner Kinder, wenn sie in die Werkstatt kamen, und manchmal auch zu Kunden, die traurig aussahen. Er konnte zuhören und hatte ein gutes Wort für jeden.

Daniel liebte das Handwerk seines Vaters. Er selbst wollte kein Schuster werden, aber er wollte unbedingt einen Beruf erlernen, in dem

er seine Hände benutzen konnte. Er konnte gut zeichnen, und oft ging er mit einem Bild zu seinem Vater, der ihn lobte, und sich über die Gabe seines Sohnes freute. Ein bisschen war er auch stolz auf Daniel, weil dieser mit ihm in die Synagoge ging.

Als sie über seine Beschneidung gesprochen hatten und der Vater sah, dass es Daniel ernst war, hatten sie sich an einen Urologen gewandt, der selbst Jude war. Er hatte ihm alles im Detail erklärt, was auf ihn zukäme, und dass er nach 14 Tagen keine Probleme mehr haben würde.

Nun war der Tag gekommen. Sie nahmen die öffentlichen Verkehrsmittel und standen eine halbe Stunde später in der Praxis, in der sie schon erwartet wurden.

Nach dem Eingriff, der unter örtlicher Betäubung stattfand, lud sein Vater ihn zu einem großen Stück Kuchen ein. Daniel strahlte vor Freude; dies war *sein* Tag, und sein Vater war an seiner Seite und freute sich mit ihm. Zur Feier des Tages trug Daniel eine Kippa. Sie saßen im Straßencafé in der Sonne.

Wie aus dem Nichts schoss plötzlich ein Radfahrer an ihnen vorbei. Er schlug Daniel mit der Hand und voller Wucht an den Kopf. Daniels Kippa flog auf die Straße, und sie hörten gerade noch, wie der Angreifer schrie: „Verschwinde, du Judenarsch!“

Daniel fiel durch die Wucht des Angreifers vom Stuhl und landete neben dem Tisch. Die Tasse Kakao, die er in der Hand gehalten hatte, ergoss sich über seine Hose.

Sein Vater kniete sich neben ihn, und schon kamen die anderen Gäste. Auch sie waren entsetzt über den Angriff.

„Daniel, geht es dir gut?“, fragte sein Vater.

Daniel wollte nicht weinen. Es war ihm peinlich, dass der Kakao über seine Hose gelaufen war. „Ich habe furchtbare Kopfschmerzen“, brachte er aus seinem Schmerz hervor, und dann liefen doch ein paar Tränen über sein Gesicht. Er schämte sich, dass er weinen musste.

Sein Vater sah das und bat einen der Gäste, einen Krankenwagen zu rufen. Die Bedienung kam aus dem Café und fragte, was passiert sei. Einer der umherstehenden Gäste klärte sie auf. Sie ging zurück ins Café und holte ihren Chef. Als dieser herauskam, waren schon der näherkommende Krankenwagen und der Notarzt zu hören.